

| | | | |
|---|------|---------|-------------------|
| Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte | Band | Seite | Hildesheim 1984 |
| NNU | 53 | 77 – 82 | Verlag August Lax |

Universität und Archäologische Denkmalpflege

Von

Gernot Jacob-Friesen

Wenn ich gebeten worden bin, hier einige Worte zum Thema Universität und Archäologische Denkmalpflege zu sagen, dann befinde ich mich wohl in einer schwierigeren Lage als diejenigen Kollegen, die sich zu anderen Aspekten unseres Rahmenthemas zu äußern haben.

Denn wenn sicherlich schon unter den Denkmalpflegern und den Museumsleuten keineswegs eine einheitliche Meinung zu deren in mancher Hinsicht vorgegebenen Aufgaben besteht — und ich füge hinzu, daß es im Sinne einer fruchtbaren Dialektik so auch gut ist —, dann herrscht unter den Kollegen, die an den Universitäten tätig sind, gewiß eine noch weitaus größere Vielfalt der Standpunkte. Von Ort zu Ort wird man unterschiedliche Auffassungen hören, und auch innerhalb der einzelnen Institutionen — denen ja vielfach zusätzlich noch Kollegen aus Museen, Denkmalämtern und selbständigen Forschungsinstituten in der Lehre freundschaftlich verbunden sind — wird man sehr differenzierten und manchmal auch einander widersprechenden Meinungen begegnen.

Insofern kann mein kleiner Beitrag nicht die Schilderung eines geschlossenen Meinungsbildes anbieten und nicht die Wiedergabe einer opinio communis sein. Er stellt vielmehr eine ganz individuelle und lose Sammlung von Reflexionen und Gedankensplittern dar; vielleicht auch nur unzeitgemäße Betrachtungen.

Wir alle wissen, daß sich Struktur, Aufgaben und auch Ziele der Universitäten im Verlauf der letzten anderthalb bis zwei Jahrzehnte stark — und ich sage bewußt: durchaus nicht immer zu deren und der Studenten Vorteil — gewandelt haben. Die zahlreichen, teils begrüßenswerten, teils wohl auch überflüssigen Neugründungen haben nicht vermocht, den Trend zur Massenuniversität zu stoppen. Häufig sieht man in den Universitäten auch nicht mehr so sehr die „*Hohle Schule*“, sondern eher eine Art von Dienstleistungsbetrieb, der die oft verschwommenen Wünsche staatlicher Stellen oder politischer Gruppen und die vielfach nicht wesentlich klareren Vorstellungen einzelner ohne entsprechend hohe materielle oder ideelle Gegenleistung gewissermaßen per institutionalisiertem Auftrag zu erfüllen hat. Gab es in längstvergangenen Jahrhunderten das Wort von der Philosophie als der Magd der Kirche, so denkt man heute bisweilen in durchaus vordergründigem Sinne an die Universität als Dienerin der Gesellschaft.

Ich möchte hier nicht falsch verstanden werden. Die geistige Qualität einer großen Zahl von Studenten ist nicht geringer als in früheren Jahren oder Jahrzehnten, und das Engagement von vielen hat nicht abgenommen; im Gegenteil scheint es mir sogar, daß sich eine positive Tendenz abzeichnet. Man darf jedoch nicht verkennen, daß der Ansturm auf unsere Universitäten und die vielfach noch desolate Schulsituation nicht geringe Probleme mit sich bringen.

Die schulischen Grundlagen der Studenten sind in mancher Hinsicht schlecht: die Fremdsprachenkenntnisse, was die Vielseitigkeit anbetrifft, oft unzureichend; Geschichte sowie — das betone ich auch besonders — Geographie wurden oft sträflich vernachlässigt, und das Lehrangebot war — falls überhaupt vorhanden — bisweilen bis zur Lächerlichkeit auf Sonderthemen eingeschränkt.

Bei der Wahl der Studienfächer erfreuen sich die kulturwissenschaftlichen Disziplinen einer durchaus fragwürdigen Beliebtheit. Und zwar unter anderem deshalb, weil dieser oder jener glaubt, hier eher reüssieren zu können als in anscheinend exakteren Wissenschaften, ohne dabei zu erkennen, daß bei uns die Anforderungen hinsichtlich eigener Initiative, harten Studierens und des Durchhaltevermögens oft sehr viel höher sind als in mehr oder weniger kursmäßig ablaufenden Studiengängen.

Es kommt hinzu, daß früher die meisten Studenten wegen ihres einschlägigen Interesses entweder mit theoretischen oder praktischen Vorkenntnissen, oft mit beidem, zu uns stießen. Heute ist das normalerweise nicht der Fall. Die Gründe dafür zu suchen, ist hier nicht meine Aufgabe, doch hat auch dieser Umstand zur Folge, daß immer wieder ab ovo begonnen werden muß.

Dort, wo ehemals vielleicht zehn oder gar zwanzig Hauptfachstudenten der Ur- und Frühgeschichte eingeschrieben waren, sind es heute in der Regel 70, 100 oder noch wesentlich mehr. Einerseits muß festgestellt werden, daß derart viele Absolventen später niemals im Beruf unterzubringen sind, andererseits ist evident, daß die Zahl der Lehrkräfte sowie der wissenschaftlichen und der technischen Mitarbeiter an den Seminaren und Instituten nicht in einer auch nur annähernd entsprechenden Weise gewachsen ist. Demgegenüber erweitert sich das Fach ständig, sowohl, was den Raum, als auch, was die Zeit anbetrifft und erfreulicherweise ebenfalls hinsichtlich der Zahl und des Umfangs der Publikationen.

Dies alles hat die Konsequenz, daß zum einen der Hochschullehrer sich nicht mehr mit der von ihm gewünschten und zum Teil auch erforderlichen Intensität um jeden einzelnen kümmern kann und daß zum anderen nicht jeder der Lehrenden mehr in befriedigendem Umfange über alles zu lesen in der Lage ist. Leider kommt es immer stärker zu einer Einengung des individuellen Lehrangebotes, wenn nicht gar zu einer in diesem Zusammenhang allerdings unerwünschten Spezialisierung oder gar Verdünnung.

Zum Ausbildungsziel der Studenten wäre zu sagen, daß ihnen ein möglichst großer Überblick über Fakten, Probleme sowie über die einschlägige Literatur geboten werden soll, ebenso wie eine exemplarische Vertiefung anhand räumlicher und zeitlicher Sondergebiete. Dabei scheint mir der ständige Bezug zur Praxis wichtig zu sein. Denn nur derjenige kann mit unseren Quellen sachgerecht arbeiten, der weiß, wie

sie gewonnen werden. Jeder spätere Wissenschaftler sollte einen Grabungs- und auch einen Fundbericht auf der Basis eigener Erfahrungen interpretieren können; nur dann wird es ihm möglich sein, die Grenzen zu erkennen, jenseits welcher die Befunde überinterpretiert oder gar fehlgedeutet werden.

In Göttingen sind wir in der glücklichen Lage, daß Kollegen von außerhalb Praktika in Denkmalpflege und Museumswesen anbieten; das Seminar selbst führt Geländepraktika und auch Lehrgrabungen durch. Hinzu treten muß die Teilnahme an größeren und kleineren auswärtigen Grabungen. Ein Prähistoriker ohne praktische Erfahrungen ist m. E. nicht als hinreichend qualifizierter Fachmann zu betrachten. Auf der anderen Seite kann aber nicht deutlich genug gesagt werden, daß intensives und differenziertes Literaturstudium ebenfalls eine unbedingte Voraussetzung für eine erfolgreiche Ausbildung ist. Im Normalfalle wird dem Betreffenden dazu nie wieder eine solche Möglichkeit geboten wie auf der Universität, und ein ungebildeter Prähistoriker kann — von engstem Spezialistentum abgesehen — wohl nie ein guter Vertreter seiner Disziplin werden.

Was nun die Bodendenkmalpflege anbelangt, ist der Hochschullehrer durchaus darauf angewiesen, daß den Studenten durch die entsprechenden Stellen Möglichkeiten eröffnet werden, an deren Unternehmungen teilzuhaben und durch didaktisches Gespräch eine Einführung in die Materie zu erhalten. Denn die praktischen Veranstaltungen der Universitäten können nicht die Aufgabenvielfalt der anderen großen Institutionen widerspiegeln. Ferner wird es allen Seiten zu großem Nutzen gereichen, wenn die Behörden der Denkmalpflege der Universität in gegenseitigem Einvernehmen Funde und Befunde als Materialbasis für Magister- und Doktorarbeiten zur Verfügung stellen.

Gestatten Sie mir einige Gedanken zur Archäologischen Denkmalpflege, und zwar so, wie ich sie sinngemäß auch den Studenten nahezubringen suche. Sie kommen aus der Sicht eines in hohem Maße interessierten Kollegen, der jedoch nicht durch die tägliche Arbeit an diese Materie gebunden ist. Das mag den Vorteil größerer Distanz haben, birgt aber natürlich auch die Gefahr von Fehleinschätzungen. Auf das Denkmalschutzgesetz und seine sicher nicht in jeder Hinsicht geglückte Umsetzung in die Verwaltungspraxis einzugehen, verbietet mir die Zeit.

Wesentliche Aufgaben der Archäologischen Denkmalpflege sind die Feststellung und Bewahrung der Bodendenkmäler, in hohem Maße aber ihre Ausgrabung, das heißt — was den Befund anbetrifft — ihre unwiederbringliche Zerstörung.

Über die Inventarisierung der obertägigen Denkmäler und auch die Maßnahmen zur Einrichtung zahlreicher Grabungsschutzgebiete besteht wohl weitgehender Konsens. Weniger ist das schon hinsichtlich der Restaurierung und der öffentlichen Darbietung der Fall.

Viele Restaurierungen von „*archäologischen Baudenkmalern*“ bedeuten zugleich einen Eingriff in die Substanz des jeweiligen Denkmals und sollten sorgsam überlegt sein. Oft ist eine behutsame Pflege, eine eher konservative Behandlung (die Schaden verhindert, Bäume fernhält etc.) sicherlich besser als eine noch so gut gemeinte und eindrucksvolle Rekonstruktion. Zum Thema Restaurierung — und das

ist ein weites Feld — gehört auch die Konservierung oder Wiederherstellung von Fundstücken. Sie wird teils von den Ämtern der Denkmalpflege, teils von den Museen vorgenommen. Erfreulicherweise ist dabei heute durch die Anwendung von vielerlei hochentwickelten Techniken oft erstaunliches möglich. Doch wäre auch deutlich darauf hinzuweisen, daß jeder Schritt, der über ein reines Zusammensetzen hinaus zu einer Veränderung des vorgefundenen Zustandes führt — das gilt vor allem für Metall- und speziell für Eisengegenstände —, nur mit äußerster Vorsicht und unter ständiger Rücksprache mit einem sachkundigen Wissenschaftler durchgeführt werden sollte, um die Aussagemöglichkeiten des Objektes nicht zu schmälern oder gar, wenn auch unbeabsichtigt, zu verfälschen. Für die Öffentlichkeitsarbeit bewährte sich die Einrichtung von archäologischen Lehrpfaden. Man hat sich hierzu, wie mir scheint, mit Erfolg gehütet, aus ihnen reine Schauobjekte mit — und ich setze das in Anführungszeichen — „*hohem Freizeitwert*“ zu machen. Dafür sind Vergnügungsparks besser geeignet als unsere Denkmäler.

Die Feststellung und Sicherung oder Bergung beziehungsweise Ausgrabung von untertägigen Bodendenkmälern erfolgt, wie wir alle wissen, grob gesehen in drei Bereichen.

Zum ersten haben wir die Arbeit vor Ort; die täglich irgendwo und überall nötigen Rettungsmaßnahmen, welche sich oft zu kleineren Untersuchungen oder auch zu größeren Plangrabungen entwickeln. Hier fußen wir auf der Kärnerarbeit von Fachleuten und Amateuren durch nunmehr über ein Jahrhundert, der wir unsere Reverenz auch durch die Tat erweisen sollten. Diese Basisaufgabe ist in ihrer Bedeutung kaum hoch genug zu veranschlagen. Zwar kann und soll man nicht immer nur vor Bagger und Planierdrape einherlaufen; es gilt selbstverständlich, Prioritäten zu setzen. Andererseits darf man sich aber nicht ganz oder nur weitgehend an Großprojekte verlieren. Es gilt auch, die Archive gleichgewichtig zu füllen, denn ohne die vielen zunächst manchmal unscheinbaren Einzelfunde und Einzelbeobachtungen ist weder gegenwärtige noch künftige Forschung möglich. Es steht hier ähnlich wie in Archivwesen und Geschichtsforschung; die in ihrer Zeit oft fast wertlos anmutenden Akten werden wichtige Quellen späterer Historiker. Andere Zeiten haben andere und weitergehende Fragen sowie ebenso veränderte wie verbesserte Methoden, die sich nur an einem umfangreichen und differenzierten Quellenmaterial verifizieren lassen.

Zweitens wäre die Landesaufnahme zu nennen. Sie bildet gemeinsam mit den zuvor genannten Rettungsmaßnahmen die Grundlage jeder weiteren Arbeit, aller Planung und jeder Forschung. Nur in ständigem Kontakt zwischen den Aussagen des bereits magazinierten Materials und der aktiven Landesaufnahme lassen sich Fragen der Besiedlungsgeschichte in Angriff nehmen. Viele gerade von der Universität betreute Arbeiten zu den räumlichen und zeitlichen Siedlungsvorgängen und zur Formenkunde, zur Feststellung von Siedlungsräumen und Formenkreisen wären ohne solche oft generationenlangen kontinuierlichen Vorarbeiten nicht möglich und auch für die fernere Zukunft nicht denkbar.

Selbstverständlich gibt es Grenzen der Landesaufnahme, die man nicht übersehen sollte. Etwa in den Börden, in denen alle oberflächennahen Reste durch jahrhunder-

telangen Ackerbau zerstört sind. Oder in Gebieten mit linearer und vor allem flächenhafter Erosion, welche in den abgetragenen Zonen vieles oder alles vernichtete, in den Zonen der Ablagerung aber oft meterhohe Deckschichten schuf, wozu es oft gar nicht sehr erheblicher Niveauunterschiede bedarf. In Wald- und Weideböden ist die Aufnahme erschwert; von Überschlickung durch die Marsch ganz zu schweigen. Bedeckungen mit Esch-Fluren können das Bild ebenso negativ verändern wie kulturgeschichtliche Besonderheiten; so, wenn etwa urnenlose und beigabenarme Bestattungen eine Siedlungsleere vortäuschen.

Zum dritten müssen die längerfristigen Großgrabungen angeführt werden. Abgesehen von wenigen Ausnahmen in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen sind sie im wesentlichen eine Errungenschaft der Zeit nach dem letzten Kriege und stellen — vorausgesetzt, daß sie sinnvoll durchgeführt und nach allen Regeln der Kunst publiziert wurden — sicherlich Höhepunkte unserer Forschung dar. Es handelt sich, vom Aufwand her gesehen, meist um Siedlungsgrabungen. Sie wurden auch deshalb bevorzugt angesetzt, weil Gräberfelder der verschiedensten Zeiten jedenfalls ausschnittsweise in größerer Zahl bekannt waren.

Im allgemeinen müssen derartige Unternehmungen speziellen Instituten oder eigens gebildeten Forschungsgruppen vorbehalten bleiben und etwa zu Schwerpunktprogrammen entwickelt oder in Sonderforschungsbereiche eingebunden werden. Keinesfalls dürfen sie die eigentliche Denkmalpflege belasten, und man sollte ihren Wert nicht in einem positivistischen Sinne verabsolutieren oder gar Prestigeobjekte aus ihnen machen, worüber vielleicht vordringlichere Aufgaben vergessen würden.

Gerade Siedlungsgrabungen sind allein schon von der schwierigen Dokumentation her besonders der Gefahr ausgesetzt, „*Forschungsruinen*“ zu werden, da manchmal sogar der Ausgräber selbst sie nicht sachgerecht zu publizieren vermag, geschweige denn irgendein Nachfolger. Von überall her ließen sich Dutzende von warnenden Beispielen dafür nennen. Selbst die Interpretation lediglich der Baubefunde von Siedlungsuntersuchungen ist oft mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, bis hin zur Undurchführbarkeit. Etwa, wenn die eigentlichen Siedlungshorizonte fehlen und eine oft wiederholte Bebauung stattfand.

Letzten Endes sollte auch bei Großgrabungen ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Grab- und Siedlungsuntersuchungen bestehen; denn viele Fragen, etwa der Chronologie, der Tracht und der Bewaffnung, des Handwerks und des Kunstgewerbes sowie der weiträumigen Beziehungen, nicht zuletzt auch der Demographie, lassen sich ohne gründliche Kenntnis der Bestattungen kaum oder überhaupt nicht lösen. Im allgemeinen liefern nur Gräber eine größere Zahl hinreichend sicherer und sowohl in chronologischer als auch kulturhistorischer Hinsicht aufschlußreicher und breit gefächterter geschlossener Funde. Das bisher nur selten erreichte Ideal im Einzelfalle bleibt natürlich die Erforschung einer Siedlung gemeinsam mit dem zugehörigen Bestattungsort.

Vom Grundsatz her scheint es mir wichtig, eine möglichst gleichmäßige Berücksichtigung aller Sektoren anzustreben, die sowohl den Belangen längerfristig angelegter spezieller Forschungsvorhaben als auch den nur scheinbar banal wirkenden Tages-

aufgaben Rechnung trägt. Dabei sollte auch die Basis der Denkmalpflege, etwa im Bereich der Kreisarchäologen und der ehrenamtlich Beauftragten zielstrebig ausgebaut und gepflegt werden.

Es gibt keine Patentrezepte zur Ressortverteilung, keine Richtlinien ex cathedra. Selbst, falls man mir in einzelnen Punkten grundsätzlich zustimmte, würden doch sofort — und zwar meist mit vollem Recht — die ständig wirksamen Zwänge der harten Realitäten, aber auch die oft divergierenden Anschauungen der verschiedenen Kollegen ins Feld geführt.

Wenn ich den Bogen zurückschlage zum Thema Universität und Archäologische Denkmalpflege, dann wünsche ich mir eine fruchtbare Symbiose im Sinne des Mottos der von Leibniz inspirierten Berliner Akademie der Wissenschaften, das da lautet „*Theoria cum praxi*“.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Gernot Jacob-Friesen
Universität Göttingen
Seminar für Ur- und Frühgeschichte
Nikolausberger Weg 15
3400 Göttingen